

Carsten Winter

Wu: Karmasin, Matthias/Winter, Carsten (2003) (Hrsg.):
Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft.
Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 203-221.

Kultur, Kommunikation und Artikulation. Cultural Studies als generativer Diskurs

Rainer Winter

1. Einleitung

Die Verbindungen und Gemeinsamkeiten zwischen Kultur- und Kommunikationswissenschaft aufzuzeigen, stellt im deutschen Sprachraum eine relativ neue und für viele ungewohnte Perspektive dar. Sie problematisiert das bisherige Selbstverständnis der Kommunikationswissenschaft, indem sie deren primäre Ausrichtung an naturwissenschaftlichen Modellen und Annahmen in Frage stellt und zu einer Auseinandersetzung mit konstruktivistischen und poststrukturalistischen Positionen einlädt, die im englischen Sprachraum bereits fest institutionalisiert sind. In deren Sichtweise entstehen kulturelle Bedeutungen durch den kommunikativen Austausch zwischen Menschen. Die Welt, einschließlich der Kultur, ist nicht objektiv gegeben, sondern wird sozial konstruiert. Die Sprache gewinnt ihre Bedeutungen durch ihren sozialen Gebrauch in Interaktionen. Auch unser Selbst konstituiert sich in den Beziehungen und Praktiken, in die wir eingebunden sind. Damit verknüpft, ergeben sich für die Wissenschaft neue Möglichkeiten. Zunehmend befreit von der Aufgabe, die Welt zu beschreiben und zu erklären, wie sie ist, weil der Natur kein Spiegel vorgehalten werden kann (vgl. Rorty 1981), werden neue Methoden erprobt, die zu alternativen Verständnissen führen (vgl. Rorty 1989; Gergen 1994; Denzin/Lincoln 2000). Die neuen Ansätze berücksichtigen, dass sie die Welt, die sie erforschen, mit hervorbringen. So sind, ausgehend von der sprachlichen Konstruktion der Wirklichkeit, eine Fülle von Perspektiven entstanden, die Kultur und Kommunikation zusammen denken wie z.B. die Konversationsanalyse, die Diskursanalyse oder die interpretative Ethnographie. Methodenvielfalt und transdisziplinäre Dialoge kennzeichnen diese Konzeptionen von Wissenschaft, die wissenschaftliche Ansätze selbst als Praktiken begreifen, welche eigene Wirklichkeiten schaffen.

In diesen Diskussionen nehmen die Cultural Studies eine wichtige Rolle ein. Bereits Raymond Williams hat Kultur und Kommunikation als Grundbegriffe bestimmt, die fast austauschbar sind. „Since our way of seeing things is literally our

way of living, the process of communication is in fact the process of community: the sharing of common meanings and their common activities and purposes." (Williams 1965: 55) Das Ziel von Kommunikation sei die Herausbildung von Gemeinschaft („process of community“), die Teilhabe an gemeinsamen Tätigkeiten, Zwecken, Werten und Bedeutungen. Kultur selbst sei nicht nur eine ‚ganze Lebensweise‘ („a whole way of life“), sondern auch eine schöpferische Tätigkeit. Die semiotisch und ethnographisch ausgerichteten Medienforschungen der Cultural Studies haben diese Perspektive in vielen Studien vertieft (vgl. Morley 1992; Nightingale 1996). Der produktive und kreative Charakter der Mediennutzung, der in diesen Studien als Möglichkeit nachgewiesen wird, ergibt sich *zum einen* daraus, dass kulturelle Texte ihre Bedeutungen erst in kommunikativen Beziehungen und sozialen Gemeinschaften gewinnen, Kultur also durch Kommunikation konstituiert wird. *Zum anderen* dürfen Rezeptions- und Aneignungsprozesse nicht isoliert betrachtet werden. Sie sind ein Element im kommunikativen Kreislauf von Kultur. Ihre Artikulation mit anderen kulturellen Elementen und Praktiken schafft Zusammenhänge, die auch produktiv genutzt werden können. Hiermit hängt das zentrale Motiv von Cultural Studies zusammen: die Entfaltung einer Kunst des Eigensinns in alltäglichen Praktiken, die in Moderne und Postmoderne durch Machtverhältnisse strukturiert werden (vgl. Winter 2001). Es geht um alltägliche Veränderungen in Bedeutungen, Einstellungen und Wertorientierungen, um die Entfaltung des produktiven und kreativen Potentials der Lebenswelt, um die Kritik an Machtverhältnissen, um Momente der Selbstermächtigung, die vielleicht schnell vergehen, aber trotzdem prägend und einflussreich sein können. Cultural Studies untersuchen den Prozess der kommunikativen Entstehung und Hervorbringung von Kultur, die Zirkulation von Bedeutungen und Energien sowie die Mobilitäten und Möglichkeiten im alltäglichen Leben. Nicht das fertige Kulturobjekt, sondern die Produktivität im Rezeptionsprozess und die mögliche Kreativität der daran anschließenden Momente bestimmen ihr Erkenntnisinteresse. Dieses Herausstellen von Handlungsoptionen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ordnungsbemühungen ist ihr zentrales Thema.

Cultural Studies bemühen sich, durch theoretische Innovationen und Analysen, Möglichkeiten der Transformation aufzuzeigen und den Dialog zu fördern. Ob dies zu einer Veränderung von Machtverhältnissen und einer Verbesserung der Kommunikationsverhältnisse führt, ist letztendlich eine Frage der alltäglichen Praxis. Der generative Charakter von Cultural Studies, den sie mit anderen interpretativen Ansätzen teilen, entscheidet sich erheblich von traditionellen Ansätzen der Kommunikationswissenschaft wie z.B. der Wirkungsforschung. Um dies zu verdeutlichen, werde ich zunächst in einer kontrastierenden Analyse exemplarisch

darlegen, wie die Wirkungsforschung ihren Ausgangspunkt in den Machtstrukturen der Moderne und deren Unterscheidung zwischen normalem und pathologischem Verhalten hat. Davon werde ich die Arbeiten der Cultural Studies abgrenzen, die Machtverhältnisse explizit thematisieren und kritisch analysieren (2). Hierzu zeige ich in einem zweiten Schritt, dass das Konzept der Artikulation zentral für deren Kulturanalyse ist und optimistische Einschätzungen der Handlungsmächtigkeit im Alltag zu korrigieren hilft (3). Die Analyse der ‚Rockformation‘, die der US-amerikanische Kommunikationswissenschaftler Lawrence Grossberg vorgelegt hat, demonstriert, dass wir es mit einem interpretativen und generativen Ansatz zu tun haben, der die Grenzen zwischen den Disziplinen (Kommunikationswissenschaft, Psychologie, Philosophie, Soziologie) absichtlich überschreitet. Soziale Kontexte werden als Machtstrukturen verstanden, die in kommunikativen Praktiken verändert und neu gestaltet werden können (4). Abschließend werde ich diskutieren, was das „Kultur-als-Kommunikation“-Modell zum Diskurs der Kommunikationswissenschaft beitragen kann (5).

2. Wirkungsforschung versus Cultural Studies

Die kulturtheoretisch orientierte Kommunikationsforschung hat in den letzten Jahren dazu beigetragen, ein differenzierteres Bild medialer Prozesse zu entwerfen. In ihrer Sichtweise wird vor allem der Medienkonsum nicht mehr in mechanistischer Weise als ein Geschehen begriffen, in dem ein als abgegrenzt und vereinzelt begriffenes Individuum medialen Effekten ausgesetzt ist, die ein anti-soziales Verhalten hervorbringen können. In dieser vor allem in psychologischen Studien vertretenen Sichtweise wird befürchtet, dass Medien die rationale Entwicklung von Individuen hemmen und die Fähigkeit zur Selbstkontrolle, die zivilisiertes Verhalten auszeichne, unterminieren. Jugendliche Amokläufer und Massenmörder stellen die möglichen Folgen dar, wenn wir der Berichterstattung in den Medien angesichts aktueller Fälle glauben. Die Evaluation der bisherigen Forschungsergebnisse zeigt jedoch, dass keine einheitliche Auffassung über die tatsächlichen Wirkungen von Gewaltdarstellungen existiert. Auch Vertreter der Wirkungsforschung weisen daraufhin, dass Generalisierungen kaum möglich sind. Eine Fülle von Zusatzfaktoren im individuellen und sozialen Bereich müsse berücksichtigt werden. Trotzdem bleibt Motor dieser Forschungen, dass Gewaltdarstellungen Aggressivität auslösen können. Obwohl die quantitativ orientierte Medienwirkungsforschung immer wieder wegen ihrer zum Teil simplen Modelle und Vorannahmen sowie dem Gegensatz zwischen ihrem Anspruch und ihren widersprüchlichen Ergebnisse kritisiert

wird, prägt sie dennoch das öffentliche Bewusstsein und das Denken vieler, was die Diskussionen im Anschluss an spektakuläre Morde von jugendlichen Tätern unterstreichen. Um dies verstehen zu können, ist es notwendig, die Wirkungsforschung selbst zu kontextualisieren.

Wie ich in „Der produktive Zuschauer. Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozeß“ (Winter 1995: 4-15) gezeigt habe, lässt sich die Wirkungsforschung *zum einen* dadurch charakterisieren, dass sie in der Regel ihre ‚Untersuchungsobjekte‘ als die ‚Anderen‘ begreift, die als Teil der ‚Masse‘ negativen Einflüssen von außen (durch die Medien) ausgesetzt sind.¹ Ihre Vorannahmen sind in großen Teilen im Diskurs über die ‚Masse‘ verankert, wie er angesichts von Modernisierungsschüben seit Ende des 19. Jahrhunderts zunächst das Denken von Intellektuellen prägte und dann auch das Alltagsbewusstsein. Auch die die Wirkungsforschung begleitenden Debatten zur Massenkultur betonen deren gleichmacherisches und nivellierendes Potential (Krenzlin 1992). *Zum anderen* gehört die Wirkungsforschung zu dem ‚Psy-Komplex‘, der, wie Michel Foucault (1976, 1977) nachgewiesen hat, durch seine Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen moderne Gesellschaften prägt. Die ‚Psychiatisierung des Alltags‘ ist Teil der ‚Bio-Macht‘, die auf die Kontrolle und Disziplinierung der Bevölkerung zielt (Castel et al. 1982; Rose 1996). Die Wissenschaft der Psychologie hat den Anspruch, zeitlose, ahistorische und kontextunabhängige Wahrheiten über ihr als Naturwesen betrachtetes Forschungsobjekt zu ‚entdecken‘. Jedoch zeigen Foucaults Arbeiten neben anderen, dass es eine universale, menschliche Natur nicht geben kann, denn historisch und gesellschaftlich unterschiedliche Diskurse und Praktiken prägen unser jeweiliges Selbst- und Fremdverständnis. Die Diskurse der wissenschaftlichen Psychologie, einschließlich der Wirkungsforschung, produzieren ein ‚Wissen‘, das ‚Subjekte‘ wie den ‚Wahnsinnigen‘, den ‚Neurotiker‘ oder den ‚gefährdeten Jugendlichen‘ konstituiert. Foucault betrachtet die so produzierten ‚Wahrheiten‘ als ‚Fiktionen mit Wahrheitsanspruch‘, die eine Kontrollfunktion in der von ihm analysierten ‚Normalisierungsgesellschaft‘ haben (Foucault 1980).

Freilich, kommt diese kritische Betrachtung der Wirkungsforschung, die zum großen Teil auf historischen Analysen beruht und diese als Praktik im gesellschaftlichen Feld betrachtet, von ‚außen‘ und kann nur schwer mit dem internen Diskurs der Wirkungsforschung vermittelt werden, da sie dessen Grundlagen in Frage stellt. Allerdings versuchen deren Vertreter durchaus, ihre Annahmen zu differenzieren, ihre Methoden zu präzisieren und andere psychologische oder gesellschaftliche Gründe für ‚anti-soziales‘ Verhalten zu bestimmen. Zentral bleibt jedoch die

1 Hierzu gehören auch Massenhysterien wie nach dem Tod von Prinzessin Diana.

beibehaltene Kausalannahme, Gewalt- und Pornographiedarstellungen in Medien könnten von sich aus einen negativen Einfluss auf (junge) Konsumenten ausüben.

Insbesondere die semiotisch und ethnographisch orientierten Forschungen der Cultural Studies haben aber seit den 80er Jahren gezeigt, dass auch junge Zuschauer aktiv und kreativ mit Medien umgehen können (Hodge/Tripp 1986; Willis et al. 1991; Buckingham 1993).² Sie betonen die „agency“ von Kindern und Jugendlichen, die ihnen einen mehr oder minder kompetenten Umgang mit Medien erlauben kann. Mittels Medien werden Gemeinsamkeiten entdeckt und artikuliert. So können sich spezialisierte Sonderwelten und Fankulturen herausbilden (vgl. Winter/Eckert 1990). Zudem kann die Aneignung von Medien helfen, sich selbst besser zu verstehen und die eigenen Interessen zu artikulieren. Auf diese Weise betrachten Cultural Studies Medien als Elemente sozialer Prozesse, die ihre Bedeutungen in Gemeinschaften und Beziehungen gewinnen. Der Diskurs der Cultural Studies scheint der Wirkungsforschung also diametral entgegengesetzt zu sein, denn er betrachtet die Medienkonsumenten nicht als ‚Objekte‘, die von Medien manipuliert werden, sondern als ‚Subjekte‘, die sich aktiv mit ihrer Welt auseinandersetzen. Die historischen Machtverhältnisse, die die Wirkungsforschung unbemerkt bestimmen, werden in den Cultural Studies explizit zum Thema gemacht. Der Eigensinn, zu dem Subjekte in ihrer Sichtweise fähig sind, artikuliert sich in der Auseinandersetzung mit bestehenden Machtverhältnissen und stellt so deren praktische Kritik dar (Winter 2001).

Allerdings lautet eine oft zu findende Kritik an den Cultural Studies, dass sie die Aktivitäten der Konsumenten überschätzen und zu sehr deren Kreativität feiern würden. Sie würden „die ‚Aktivität‘ des aktiven Subjekts positivistisch aufs vernügte Mitmachen reduzieren“ (Prokop 2002: 139). So vertritt Dieter Prokop die Auffassung, Cultural Studies würden einseitig das Subjekt „verabsolutieren“ (ebd.: 140), weil sie die materiellen Bedingungen für eine gelungene Identitätsbildung ausblenden würden. Auf diese Weise würden sie die ‚Spaßgesellschaft‘ feiern. Prokop wiederholt hier etwas undifferenziert Vorwürfe, die in Großbritannien und in den USA unter dem Schlagwort ‚kultureller Populismus‘ behandelt werden (McGugan 1992). Cultural Studies würden jedes Vergnügen als positiv und politisch progressiv begreifen und so einen unkritischen Populismus verfolgen. Es wird kritisch eingewendet, dass sie zu wenig die Politökonomie und die Kulturindustrie berücksichtigen würden. Sie würden sich primär mit dem Konsum, der Freizeit und den alltäglichen Praktiken beschäftigen, aber nicht mit den Bereichen der Produktion

2 Für den deutschsprachigen Raum vgl. auch die Ergebnisse der strukturanalytischen Rezeptionsforschung (Charlton/Neumann-Braun 1992) und unserer Forschungsgruppe Medienkultur und Lebensformen (Winter/Eckert 1990, Eckert et al. 1991, Vogelgesang 1991, Winter 1995).

und der Arbeit. Diese Forderungen und Kritiken, die eher theoriepolitischen Charakter haben, sind aber überzogen und gehen am Selbstverständnis von Cultural Studies vorbei.

Ohne Zweifel gilt deren Sympathie dem alltäglichen Widerstand gegen Machtverhältnisse und der Dekonstruktion auferlegter Strukturen im ‚Dickicht der Lebenswelt‘. Deshalb heben sie die polysemen Bedeutungen und Mehrdeutigkeiten in medialen Texten hervor und arbeiten die Vielfalt von Praktiken, Vergnügen und Subjektivitäten heraus. Cultural Studies feiern aber keineswegs jede Form des Vergnügens. So stellen sie auch fest, dass Vergnügen repressiv und regressiv sein können, so z.B. das Hören rassistischer Musik (Grossberg 1995). Ebenso bringt die lustvolle und dekonstruktive Aneignung medialer Texte weder die dominanten Vorzugsbedeutungen noch die alltäglichen Machtstrukturen zum Verschwinden. „Critics need to address the complex and contradictory ways in which practices produce pleasure and even empowerment, but also displeasure, anxiety, boredom, drudgery, fragility, insecurity and even disempowerment“ (Grossberg 1992: 95). Es muss auch untersucht werden, wie Praktiken, die zur Ermächtigung, also zu einer gewissen Verfügung über den eigenen Platz im täglichen Leben führen, mit größeren politischen Projekten und Strukturen der Macht verbunden sind. Wie lassen sie sich im gesellschaftlichen Kontext interpretieren? Hierzu haben die Cultural Studies das Konzept der Artikulation entwickelt, das den Medienkonsum nicht verabsolutiert, sondern ihn als Element eines umfassenderen Prozesses begreift. Angelegt ist dieses Konzept bereits im „Encoding-/Decoding-Modell“ von Stuart Hall (Hall 1999a; Winter 1997). In den letzten Jahren wurde es differenziert und weiter entwickelt. Es macht deutlich, dass Cultural Studies keineswegs nur den Medienkonsum analysieren und ihn positiv affirmieren. Als ein generativer Ansatz geht es ihnen jedoch darum, Möglichkeiten der Kommunikation und der kulturellen Transformation aufzuzeigen.

3. Kultur als Artikulation

Seit der Frühphase der Cultural Studies am CCCS wird in der Kultur- und Gesellschaftsanalyse zwischen Kulturalismus und Strukturalismus vermittelt (vgl. Hall 1999b). Als Kritik am deterministischen Denken des Marxismus wurde im Kulturalismus von Richard Hoggart, Raymond Williams und Edward P. Thompson der spezifische Charakter partikularer Praktiken hervorgehoben. Theoretisch ergab sich jedoch das Erfordernis, die kulturellen Ebenen der Erfahrungen und Praktiken mit der Analyse gesellschaftlicher Strukturen zu verbinden. Da diese jedoch in der

kulturalistischen Analyse nicht näher untersucht wurden, blieben sie weitgehend abstrakt. So führte Hoggart in „The Uses of Literacy“ (1957) den Niedergang der Arbeiterklasse vornehmlich auf den Einfluss der Massenkultur zurück, die für ihn Ausdruck des Kapitalismus war. Um diese Form des Reduktionismus zu überwinden, beschäftigten sich Stuart Hall und seine Mitarbeiter intensiv mit dem Strukturalismus, insbesondere mit den Arbeiten von Claude Lévi-Strauss, Roland Barthes und Louis Althusser, und der Hegemonietheorie von Gramsci (Hall 1980). Der Strukturalismus betonte, dass gesellschaftliche Repräsentationssysteme Erfahrungen strukturieren, Subjekte positionieren und Identitäten definieren. Für die transformative Kraft alltäglichen Handelns blieb in der strukturalistischen Konzeption allerdings nur wenig Platz.

Ausgehend von diesen gegensätzlichen Positionen versuchen Cultural Studies, ihren eigenen Weg zu gehen. Die theoretischen und empirischen Arbeiten, die am CCCS entstanden sind, zeigen dies.³ So schlägt Stuart Hall (1999a) in seinem berühmten gewordenen und einflussreichen „Encoding-/Decoding-Modell“ vor, dass jede Komponente im Kommunikationsprozess als eigenständige Artikulation, als relativ autonomes Geschehen betrachtet werden sollte, aus dem nicht automatisch der nächste Schritt abgelesen werden kann. Die Artikulation unterschiedlicher, aber miteinander verknüpfter Ebenen (Produktion, Zirkulation, Distribution/Konsumtion, Reproduktion), die ihre jeweils eigenen Existenzmodi haben, führt zur Herausbildung einer komplexen Struktur, die nicht auf ihre einzelnen Elemente reduziert werden kann. So haben die Prozesse des „encoding“ und des „decoding“ keine für sich bestimmbar Identität. Ihre jeweilige Bedeutung ergibt sich durch ihre Artikulation mit den anderen Kommunikationsebenen. Die Untersuchung dieser Zusammenhänge sollte sich in der Folge für die Theorie und Methode der Cultural Studies als sehr wichtig erweisen (Slack 1996), da sie sowohl den Reduktionismus als auch den Essentialismus vermeidet, theoretische Probleme und Engpässe, die sich im Kulturalismus und im Strukturalismus beinahe zwangsläufig ergeben. Der Ansatz der Artikulation verschiebt das Interesse auf die Analyse spezifischer Kontexte, der Relationen und Verknüpfungen, die sie ausmachen.

An dieser Stelle ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass Cultural Studies sowohl dialogisch als auch konstruktionistisch orientiert sind. Sie gehen nicht davon aus, dass es die Aufgabe von Theorien ist, die soziale Wirklichkeit ‚abzubilden‘ oder ‚nachzubilden‘. Ausgehend von konkreten Fragestellungen und Problemen, z.B. rassistische Auseinandersetzungen, betrachten sie die Theorie selbst als eine Praktik, mit der soziale Phänomene, insbesondere neue Formen kultureller Praxis,

³ An anderer Stelle habe ich diese Debatten ausführlich diskutiert (Winter 2001).

über den ‚Umweg durch die Theorie‘ begrifflich erfasst werden. In einem zweiten Schritt werden in der Analyse des konkreten Phänomens diese Theorien gegebenenfalls problematisiert und auch neu konzipiert. Hall (2000a: 39) meint hierzu:

„Ich möchte eine andere Metapher für theoretische Arbeit vorschlagen: die Metapher des Kampfes, des Ringens mit den Engeln. Die einzig lohnende Theorie ist die, der man widerstehen muss, nicht die, die man mit routinierter Gewandtheit zu sprechen weiß.“

Dies bedeutet nun keineswegs, dass Cultural Studies antitheoretisch orientiert sind. Im Gegenteil die Theoriearbeit, die in einem offenen Horizont stattfindet, nimmt eine wichtige Rolle ein. Sie wird als ein Prozess begriffen, der nur willkürlich abgeschlossen werden kann, worauf Homi Bhabha (2000) hinweist. Sie dient dazu, sich mit dem Konkreten der gesellschaftlichen Wirklichkeit auseinanderzusetzen, in dessen Verständnis voranzukommen und es (neu) zu artikulieren. Der Prozess der Artikulation hat kreativen Charakter, da er Beziehungen und Verknüpfungen aufzeigen soll, die vorher noch nicht bekannt waren (Slack 1996: 114). Wie lässt sich nun Kultur als Artikulation begreifen? Wenden wir uns den genaueren Bestimmungen dieses Konzepts zu. Hall (2000b: 65) definiert Artikulation folgendermaßen:

„Eine Artikulation ist [...] eine Verknüpfungsform, die unter bestimmten Umständen aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen kann. Es ist eine Verbindung, die nicht für alle Zeiten notwendig, determiniert, absolut oder wesentlich ist [...] Die so genannte ‚Einheit‘ eines Diskurses ist in Wirklichkeit die Artikulation verschiedener, unterschiedlicher Elemente, die in sehr unterschiedlicher Weise reartikuliert werden können, weil sie keine notwendige ‚Zugehörigkeit‘ haben.“

Nun lösen sich Gesellschaft und Kultur für Cultural Studies keineswegs in Diskurse auf. Denn die ‚Einheit‘ eines Diskurses entfaltet sich erst dann, wenn sie sich mit sozialen Kräften bzw. politischen und sozialen Subjekten verbindet. Als Beispiel führt Hall (2000b: 69) die Bewegung der Rastafaris an, die, von der ökonomischen Struktur her betrachtet, zu den Armen in der Bevölkerung gehörten, nach der dominanten Auffassung aber als Taugenichtse, Bettler und Gammler stigmatisiert wurden. Erst auf der Basis dieser sozialen Konstruktion konstituierten sie sich als Gruppe bzw. als neue politische Subjekte. Das Beispiel macht deutlich, dass nach dem Artikulationsmodell kulturelle und soziale Praktiken nicht einfach aus einer Struktur deduziert werden, ihre Effekte also bereits im voraus bestimmt werden

können, und ebenso wird die damit verbundene Auffassung abgelehnt, eine Struktur oder ein Ereignis (wie z.B. eine politische Aktivität, eine ökonomische Beziehung oder ein kultureller Text) würden eine inhärente, essentielle Identität besitzen. Cultural Studies betonen den konstruktionistischen Charakter sozialer Wirklichkeit, der auf kommunikativen Prozessen beruht. Sie machen auf die Gefahr essentialistischer Annahmen aufmerksam und weisen auf die Möglichkeiten hin, die in der (Re-)Artikulation von Praktiken und Ereignissen liegen.

Die Artikulation ist also ein anti-essentialistisches Verfahren, das notwendige Korrespondenzen, intrinsische Identitäten von Praktiken und Ereignissen bestreitet. Im Sinne der poststrukturalistischen Arbeiten von Gilles Deleuze und Félix Guattari (1992) und Michel Foucault definiert Larry Grossberg (1992) Praktiken durch ihre Effekte, durch ihre Verbindungen mit dem ‚Außen‘. Auch wenn diese Permutationen und Kombinationen nicht im Voraus bestimmbar sind, so sind sie doch real und wirksam. Das Konzept der Artikulation soll es erlauben, einerseits diese Verbindungen zwischen Praktiken und Effekten aufzudecken, andererseits die verschiedenen, oft nicht vorhersehbaren Wirkungen von Praktiken aufzuzeigen.

„Articulation is the production of identity on top of difference, of unities out of fragments, of structures across practices. Articulation links this practice to that effect, this text to that meaning, this meaning to that reality, this experience to those politics. And these links are themselves articulated into larger structures, etc.“ (Grossberg 1992: 54)

Dabei sind die Effekte von Praktiken für Grossberg immer abhängig von ihrer Position im jeweiligen Kontext. Im Sinne von Foucault müssen bei der Analyse von Ereignissen das Netzwerk von Beziehungen, in die und mit denen sie artikuliert sind, ebenso wie die Möglichkeiten verschiedener Artikulationen (re)konstruiert werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Artikulation selbst den Kontext, in den die Praktiken eingefügt werden, verändert. Im Zentrum stehen also spezifische Kontexte, deren (Re-)Konstruktion für das Verständnis einer Praktik unerlässlich ist. Der Kontext ist nicht am Anfang der Analyse gegeben, sondern er ist ihr Ziel und Produkt. Die entscheidende Frage ist, wie kulturelle Praktiken, die sich aus verschiedenen Aktivitäten und Effekten zusammensetzen, Lebenskontexte artikulieren und formen.

Kultur als sich verändernde Artikulation unterschiedlicher Elemente zu begreifen, macht deutlich, dass die traditionelle Vorstellung von Kultur als ein organisches Ganzes problematisch ist. Kultur sollte als offener kommunikativer Prozess verstanden werden. Historisch entstandene Verknüpfungen, Abgrenzungen,

geloockerte Beziehungen, Desartikulationen sind immer im Gang befindliche Vorgänge, die Kulturen schaffen und auch neu kreieren. Das Artikulationskonzept hilft auch dem Problem der Inauthentizität zu entgehen, das sich dann stellt, wenn kulturelle Traditionen oder Identitäten als ‚Erfindungen‘ betrachtet werden. Gleichzeitig verschiebt sich das Interesse auf den historischen und politischen Charakter der Konstitution von Kultur. Auch Jim Cliffords Analysen des ethnographischen Surrealismus können helfen, diese Kulturkonzeption deutlicher zu machen. Er grenzt die surrealistische Auffassung von Kultur, die er als semiotisch bestimmt und die das Artikulationskonzept vorwegnimmt, von anthropologischen Auffassungen ab, die von organischen Strukturen, funktionaler Integration, Ganzheit und historischer Integration ausgehen. „Cultural reality was composed of artificial codes, ideological identities, and objects susceptible to inventive recombination and juxtaposition.“ (Clifford 1988: 131 f.)

Auf einer analytischen Ebene wird also innerhalb der Cultural Studies kultureller Essentialismus abgelehnt, was aber nicht bedeutet, dass ihre Position mit einem radikalen Anti-Essentialismus gleichgesetzt werden darf. Das Artikulationskonzept zeigt gerade, dass die Verknüpfung von Elementen, auch wenn sie nicht notwendig sind, trotzdem real sind, und auch ihre Auswirkungen sind real. Cultural Studies nehmen in der Analyse einen strategischen Anti-Essentialismus in Anspruch (Grossberg 1999), sind aber zugleich ‚anti anti-essentialistisch‘ orientiert. Denn die Analyse von Traditionen, Identitäten oder Gruppen kommt ohne die Annahme von Gemeinsamkeiten, die zu Differenzen führen, nicht aus. Es geht aber darum, die in der sozialen Wirklichkeit bestehenden Essentialismen kritisch zu hinterfragen, ihre Verknüpfung mit Machtverhältnissen und Prozessen sozialer Ungleichheit aufzuzeigen. Macht ist produktiv und schafft Kontexte, wobei es nicht *die* Macht gibt, sondern immer nur spezifische Machtverhältnisse. „Macht existiert nur *in actu*.“ (Foucault 1987: 254) Gleichzeitig sollen durch Reartikulationen, durch andere soziale Konstruktionen auch Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt werden. Die Politik der Identität ist hierfür ein gutes Beispiel. „Wir können uns nur bemühen, unter den verschiedenen Artikulationen der Realität eine zu finden, die für mehr (alle) Menschen humaner ist. Für Cultural Studies bietet die Artikulation ein Modell, ein Modell nicht nur der gesellschaftlichen Formierung von Macht, sondern auch der eigenen Praxis oder Methode.“ (Grossberg 1999: 66)

In neueren Arbeiten haben Stuart Hall, Paul du Gay und andere (1997) vorgeschlagen, Kultur als einen kommunikativen Kreislauf zu betrachten, der auf der Artikulation verschiedener Prozesse beruht, deren Interaktion kontingente und unterschiedliche Ergebnisse hat. Sie unterscheiden zwischen Repräsentation, Identität, Produktion, Konsumtion und Regulation, deren Verknüpfung untereinander

zu temporären Einheiten führen kann. Hier findet sich *zum einen* die Vorstellung von Raymond Williams (1965) wieder, dass die Kultur eine ganze Lebensweise ist. In Abgrenzung zur ‚idealen‘ und zur ‚dokumentarischen‘ Bestimmung von Kultur bestimmt dieser die ‚gesellschaftliche‘ Bestimmung von Kultur „als Beschreibung einer bestimmten Lebensweise, deren Werte sich nicht nur in Kunst und Erziehung ausdrücken, sondern auch in Institutionen und im ganz gewöhnlichen Verhalten. Demnach hätte eine Analyse von Kultur eine Klärung der Bedeutungen und Werte zu besorgen, die von einer bestimmten Lebensweise, einer bestimmten Kultur implizit oder explizit verkörpert werden“ (Williams 1977: 45).

Dieses Programm einer engen Verschränkung von Kultur- und Gesellschaftsanalyse erinnert an das Konzeption ‚kollektiver Repräsentationen‘ von Emile Durkheim und Marcel Mauss (1903), die sich auf sozial geteilte und gemeinsame Bedeutungen, Normen und Werte bestimmter Gruppen von Menschen beziehen, die sich in ihrem Verhalten, ihren Ritualen, Institutionen, Mythen etc. ausdrücken. *Zum anderen* knüpfen Hall, du Gay et al. an die semiotische Konzeption von Kultur an, die diese als die Produktion und Zirkulation von Bedeutungen fasst. Um das Konzept der Artikulation näher zu veranschaulichen, möchte ich auf Grossbergs Analyse der Rockformation eingehen, die er als ein historisch spezifisches Ereignis begreift, das seine Ursprünge in den 50er Jahren in den USA hat.

4. Rock-Formation als Artikulation

Im Anschluss an Foucault versteht Grossberg unter einer Formation die Artikulation einer diskreten Reihe von Ereignissen und Praktiken, die dadurch eine neue Identität gewinnen. So entstand die Rock-Formation durch die Verknüpfung bestimmter textueller Praktiken mit einer großen Menge anderer kultureller, ökonomischer und politischer Praktiken (Jugend, Bohème, jugendliche Delinquenz etc.) (Grossberg 1992: 70). Artikulation bedeutet, wie wir gesehen haben, Auswahl aus den verfügbaren Praktiken und Herausbildung einer spezifischen Konfiguration, die Linien schafft, die kulturelle Praktiken, Effekte und soziale Gruppen miteinander verbinden. Eine kulturelle Formation ist mit den verschiedenen Kontexten des täglichen Lebens (daily life) unterschiedlich artikuliert, so dass derselbe kulturelle Text verschieden angeeignet werden kann. In diesen kommunikativen Kontexten kommt es zur Bildung von (affektiven) Allianzen, die Grossberg als eine sekundäre Artikulation der Formation begreift (Grossberg 1992: 71). „Every formation puts into place a particular sensibility, which describes its effects in people’s daily lives and thus the way in which a particular formation is lived.“ (Grossberg 1992: 72)

Dabei setzt Grossberg wie auch John Fiske (Winter/Mikos 2001) die Massenmedien nicht mit dem Populären gleich: „Culture is never a fixed set of objects, and the meaning of the ‚popular‘ as a qualifier is always shifting. The construction of the popular is always the site of an ongoing struggle; its content as well its audience varies from one historical period to another.” (Grossberg 1992: 77)

Wie Hall (1981) gezeigt hat, stehen weder der Inhalt, noch das Subjekt der Populärkultur im Voraus fest. In der Auseinandersetzung um das Populäre werden soziale Identitäten und Gruppen erst konstituiert. Den Gefühlen und Affekten kommt dabei eine herausragende Bedeutung zu. Gerade deshalb ist die Untersuchung der Populärkultur so wichtig, denn sie operiert an der Schnittfläche von Körper und Emotionen.

„Popular culture often inscribes its effects directly upon the body: tears, laughter, hair-tingling, screams, spine-chilling, eye-closing, erections, etc. These visceral responses, which often seem beyond our conscious control, are the first mark of the work of popular culture: it is sentimental, emotional, moody, exciting, prurient, carnivalesque, etc.” (Grossberg 1992: 79)

Die Sensibilitäten populärer Formationen sind also hauptsächlich auf die Ebene des Affektes ausgerichtet, die für das Eingehen von Allianzen, die Identitätsbildung, aber auch das Wirken von Ideologien entscheidend ist.

„The empowerment produced by one’s place within an affective (popular) alliance is not the same as that produced through pleasure [...] Empowerment here refers to the reciprocal nature of affective investment [...] Affective empowerment involves the generation of energy and passion, the construction of possibility.” (Grossberg 1992: 85)

Grossberg hält die affektive Ermächtigung für entscheidend in der seiner Ansicht nach zynischen und pessimistischen Welt der Postmoderne, denn sie regt dazu an, in der Kommunikation neue Bedeutungen zu entwickeln, sowie sich auf neue Formen des Vergnügens und der Identität einzulassen.

Grossbergs Konzeption von Politik, die er hier implizit in Anspruch nimmt, ähnelt stark der Bestimmung des Politischen bei Oskar Negt und Alexander Kluge (vgl. Negt/Kluge 1981, 1992). Sie definieren das Politische als „Intensitätsgrad alltäglicher Gefühle“. Gefühle, aber auch Interessen, Proteste etc. sind die politischen Rohstoffe, aus denen unter bestimmten Bedingungen und Maßverhältnissen „notwendige Dauer, Eigenwille und subjektive Autonomie, die sich zu einem Gemeinwesen verbinden, Ausdrucks- und Unterscheidungsvermögen, das die wesent-

liche Lebenserfahrung öffentlich erkennbar hält (d.h. Ausgrenzung vermeidet), die Produktion von Freiheit“ (Negt/Kluge 1992: 47) hergestellt werden können. Auf der Ebene der Rohstoffe selbst, die spontan entstehen, gibt es keine Maßverhältnisse, eher ein Schwanken zwischen Exzess und Passivität. Die Rohstoffe, die auf Praxis drängen, müssen gestaltet werden, um politisch wirksam zu werden. Dies ist auch die Frage, die sich Grossberg stellt. Wie kann die affektive Ermächtigung (affective empowerment) in politisches Handeln umgesetzt werden, wie können sich Allianzen bilden? Politik ist in den alltäglichen Gefühlen, Interessen und Konflikten verankert und bezieht von dort ihre Vitalität. Betrachten wir etwas näher, wie Grossberg in diesem Kontext die Rockmusik und die mit ihr verknüpften affektiven Allianzen lokalisiert.

Wie Simon Frith geschrieben hat, ist Rock ein Medium, das hilft, dem Leben ästhetisch und moralisch Sinn abzugewinnen. „Im Gegensatz zu ‚Pop‘ beinhaltet Rock‘ Begriffe wie Ehrlichkeit, Authentizität, Kunst und nicht-kommerzielle Interessen“ (Frith 1981: 15). Dies heißt jedoch nicht, dass es eine Essenz des Rock gibt. Was er für die einen bedeutet, bedeutet er nicht für andere. Daher stellt Grossberg fest, dass die Rockkultur aus verschiedenen Allianzen zwischen Sounds, Bildern, Praktiken und Fans besteht, die von bestimmten Publika an bestimmten Orten und Plätzen durch ihre gemeinsamen Beziehungen und Praktiken geschaffen werden. Das Spezifische der Rock-Formation sieht Grossberg nun darin, dass sie auf dem Alltagsleben aufbaut, gleichzeitig aber versucht, es zu transzendieren, indem sie die Stimmen, Bilder und Sounds von Personen aufgreift, die aus diesem Alltagsleben ausgegrenzt werden.

„Rock is not merely white boys singing the blues; it is the sound of those who are imprisoned within everyday life, who cannot imagine its negation (and only ambiguously desire it), trying to produce the sounds of those who have no everyday life.” (Grossberg 1992: 151)⁴

Darüber hinaus arbeitet Grossberg heraus, dass bei der Musik weniger der Inhalt oder die Erzählungen wichtig sind, sondern dass eine Stimmung, ein affektiver Raum geschaffen wird, in dem das Publikum sich aufhalten und sich entfalten kann. „Music has a unique and striking relationship to the human body, surrounding, enfolding and even invading it within its own rhythms and textures. It incorporates its listeners into its own spaces, transforming passive reception into active

⁴ Ein gutes aktuelles Beispiel für diese Funktion populärer Musik stellt auch die Rapmusik dar, die Unterprivilegierten und Marginalisierten eine Stimme verleiht und gesellschaftliche Missstände aus deren Sicht kritisiert (Lipsitz 1994).

production." (Grossberg 1992: 152 f.) Im Anschluss an Deleuze und Guattari (1992) stellt Grossberg fest, dass Musik die Rhythmen und die Intensität des Lebens bestimmt, einen Platz zuweist und affektiv in der Realität verankert. Sie ist eine Territorialisierungsmaschine, die affektive Bahnen durch das Alltagsleben aufzeigt, ontologische Sicherheit stiftet und es vor allem gemeinsam auf intensive Weise lebbar macht. Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt auch Simon Frith (1996), der der Auffassung ist, dass Songs und Sounds uns zum Eingehen affektiver und emotionaler Allianzen anregen. „But music is especially important for our sense of ourselves because of its unique emotional intensity – we absorb songs into our own lives and rhythm into our own body." (Frith 1996: 273) Musik vermittelt auf intensive Weise das subjektive Gefühl, ein soziales Wesen zu sein. Sie artikuliert und eröffnet die Erfahrung kollektiver Identität. „Music making and music listening [...] are bodily matters; they involve what one might call social movements." (Frith 1996: 274) Dies bedeutet auch, dass wir Musik nicht nur gemäß unserer sozialen Identitäten auswählen und genießen, sondern die Musik selbst formt diese Identitäten und die sozialen Gruppen, zu denen wir gehören.

Rock im Besonderen wird nach Grossberg für die gemacht, die über ein Alltagsleben verfügen, gleichzeitig produziert er Fluchtlinien, welche die spezifischen Territorialisierungen herausfordern.

"It dreams, so to speak, of a life outside of everyday life, but its lines of flight are unable to escape the territories of its own territorializing machines. There are two reasons for this: it takes for granted the luxury and privilege of everyday life as the condition of possibility of its own struggle against the mundanity of its everyday life; and it fails to articulate a vision of the conditions of possibility for the destruction of everyday life." (Grossberg 1992: 155 f.)

Die Fluchtlinien, die Rock aufzeigt, verhelfen nur zu einem Verlassen der beherrschenden Alltagswirklichkeit (vgl. Cohen/Taylor 1977). Grossbergs Analyse macht deutlich, dass wir wohl im ‚Gefängnis des Alltagslebens‘ eingeschlossen, Ausbruchversuche aber möglich und sinnvoll sind. Sicherlich dürfen sie nicht automatisch mit dem Versuch, die eigenen Lebensbedingungen zu ändern, gleichgesetzt werden. Semiotischer Widerstand muss nicht in politische Projekte münden. „And struggle is not always resistance, which requires a specific antagonism. And resistance is not always opposition, which involves an active and explicit challenge to some structure of power." (Grossberg 1992: 95 f.) Die Analyse der Rockformation veranschaulicht auch, dass Ziel von Cultural Studies gerade die Herstellung von Zusammenhängen zwischen den einzelnen Momenten der Selbstenmächtigung und den umfassenderen kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen ist. Erst diese Kontext-

tualisierung kann Einblick in deren gesellschaftliche Bedeutung und Funktion geben.

Wie Raymond Williams begreift Grossberg in seiner theoretischen Analyse der Rockformation Kultur als Kommunikation. Das von ihm beschriebene Phänomen erweist sich als Artikulation unterschiedlicher Elemente, deren mögliche Verbindungen nicht festgelegt zu sein scheinen. In kommunikativ hergestellten Kontexten nimmt es spezifische Formen an. Mit der Betonung von Fluchtlinien und Empowerment hat seine Studie generativen Charakter, da sie den wissenschaftlichen Beobachtern und den im Bereich der populären Musik Engagierten ein (neues) Verständnis vermittelt, das auf ein Potential zur kulturellen Transformation und Selbstentfaltung aufmerksam macht.

5. Schluss

Cultural Studies vertreten mit ihrer Konzeption von „Kultur als Kommunikation“ eine kulturtheoretisch orientierte Auffassung von Kommunikation, die unter Kommunikation die kontextuelle Konstruktion bzw. Artikulation von geteilten Bedeutungen und Sinnrahmen versteht. Der Ausgangspunkt ist also nicht eine isoliert betrachtete Botschaft, die auf linearem Wege von einer Person zu einer anderen ‚transportiert‘ wird, wie in der Wirkungsforschung, sondern eine soziale Wirklichkeit, welche in der Kommunikation geschaffen wird. Kultur lässt sich als eine in sozialen Kontexten geschaffene Kondensation von Bedeutungen begreifen, die auf der Artikulation von Ereignissen und Praktiken beruht. Cultural Studies betonen, dass Kommunikation auf der Möglichkeit von Veränderung, Kreativität und Wandel aufbaut, einem Prozess, den Raymond Williams (1965) als „the long revolution“ bezeichnet hat. „Culture as communication is the process of producing new shared meaning out of the interaction of historically given shared meanings and individually created meanings." (Grossberg et al. 1998: 20) Dies muss berücksichtigt werden, wenn die enge Verbindung von Kultur und Kommunikation untersucht wird, die in der Gewöhnlichkeit des Alltagslebens verankert ist.

„Kultur-als-Kommunikation“ zu konzipieren, kann den deutschsprachigen Diskurs der Kommunikationswissenschaften erweitern. Dabei geht es nicht darum andere Modelle und Annahme, die z.B. traditionellen naturwissenschaftlichen Vorstellungen folgen, zu diskreditieren oder zu verdrängen, sondern darum einen offenen, transdisziplinären Dialog zu führen. Wenn Wissenschaft eine interpreta-

tive Praktik ist, die die Welt, die sie beschreibt, selbst miterschafft, erweist sich eine Pluralität der Zugangsweisen als wichtige Option.

Literatur

- Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.
- Buckingham, David (Hg.) (1993): Reading Audiences. Young People and the Media. Manchester: Manchester University Press.
- Castel, Françoise/Castel, Robert/Lovell, Anne (1982): Psychiatrisierung des Alltags. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Charlton, Michael/Neumann-Braun, Klaus (1992): Medienkindheit-Medienjugend. Eine Einführung in die aktuelle kommunikationswissenschaftliche Forschung. München: Quintessenz.
- Clifford, James (1988): The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art. Cambridge, Ma.: Harvard University Press.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Berlin: Merve.
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hrsg.) (2000): Handbook of Qualitative Research (2. erw. Auflage). Thousand Oaks: Sage.
- du Gay, Paul/Hall, Stuart/Janes, Linda/Mackay, Hugh/Negus, Keith (1997): Doing Cultural Studies. The Story of the Sony Walkman. London: Sage.
- Durkheim, Emile/Mauss, Marcel (1903): De quelques formes primitives de classification. In: L'Année sociologique, 6: 1-72.
- Eckert, Roland/Vogelgesang, Waldemar/Wetzstein, Thomas A./Winter, Rainer (1991). Grauen und Lust. Die Inszenierung der Affekte. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1980): Two Lectures. In: Gordon, Colin (Hrsg.) (1980): Power/Knowledge. Selected Interviews & Other Writings 1972-1977. New York: Pantheon Books: 78-108.
- Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a. M.: Athenäum: 243-261.

- Frith, Simon (1981): Jugendkultur und Rockmusik. Soziologie der englischen Musikszene. Reinbek: Rowohlt.
- Frith, Simon (1996): Performing Rites. On the Value of Popular Music. Cambridge/Ma.: Harvard University Press.
- Gergen, Kenneth J. (1994): Realities and Relationships: Soundings in Social Construction. Harvard, Ma.: Harvard University Press.
- Grossberg, Lawrence (1992): We Gotta Get Out of This Place. Popular Conservatism and Postmodern Culture. New York/London: Routledge.
- Grossberg, Lawrence (1995): Cultural studies vs. political economy: is anybody else bored with this debate? In: Critical Studies in Mass Communication, März 1995: 72-81.
- Grossberg, Lawrence (1999): Was sind Cultural Studies? In: Hörning, Karl H./Winter, Rainer (Hrsg.) (1999): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 43-83.
- Grossberg, Lawrence/Wartella, Ellen/Whitney, D. Charles (1998): MediaMaking. Mass Media in a Popular Culture. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Hall, Stuart (1980): Cultural Studies and the Centre: some problematics and problems. In: Hall, Stuart/Hobson, Dorothy/Lowe, Andrew/Willis, Paul (Hrsg.) (1980): Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies, 1972-1979. London: Routledge: 15-47.
- Hall, Stuart (1981): Notes on deconstructing 'the popular'. In: Samuel, Richard (Hrsg.) (1981): People's History and Socialist Theory. London: Routledge & Kegan: 227-240.
- Hall, Stuart (1999a): Kodieren/Dekodieren. In: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten (Hrsg.) (1999): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: Zu Klampen: 92-110.
- Hall, Stuart (1999b): Die zwei Paradigmen der Cultural Studies. In: Hörning, Karl H./Winter, Rainer (Hrsg.) (1999): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 13-42.
- Hall, Stuart (2000a): Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: Hall, Stuart (2000): Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3 (herausgegeben und übersetzt von Nora Räthzel). Hamburg: Argument: 34-51.
- Hall, Stuart (2000b): Postmoderne und Artikulation. In: Hall, Stuart (2000): Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3 (herausgegeben und übersetzt von Nora Räthzel). Hamburg: Argument: 52-77.
- Hodge, Robert/Tripp, David (1986): Children and Television. Cambridge: Polity Press.

- Hoggart, Richard (1957/1992): *The Uses of Literacy*. London: Penguin (Nachdruck).
- Hörning, Karl H./Winter, Rainer (Hrsg.) (1999): *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krenzlin, Norbert (Hrsg.) (1992): *Zwischen Angstmetapher und Terminus. Theorien der Massenkultur seit Nietzsche*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Lipsitz, George (1994): *Dangerous Crossroads. Popular Music, Postmodernism and the Poetics of Place*. London/New York: Verso.
- McGuigan, Jim (1992): *Cultural Populism*. London: Routledge.
- Morley, David (1992): *Television, Audiences and Cultural Studies*. London/New York: Routledge.
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander (1981): *Geschichte und Eigensinn*. Hamburg: Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins.
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander (1992): *Maßverhältnisse des Politischen*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Nightingale, Virginia (1996): *Studying Audiences. The Shock of the Real*. London/New York: Routledge.
- Prokop, Dieter (2002): *Dialektik der Kulturindustrie*. In: *Zeitschrift für Kritische Theorie* 14/2002: 121-141.
- Rorty, Richard (1981): *Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rorty, Richard (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rose, Nikolas (1996): *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Slack, Jennifer Daryl (1996): *The Theory and Method of Articulation in Cultural Studies*. In: Morley, David/Chen, Kuan-Hsing (Hrsg.) (1996): *Stuart Hall. Critical Dialogues in Cultural Studies*. London/New York: Routledge: 112-127.
- Vogelgesang, Waldemar (1991): *Jugendliche Videocliquen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Williams, Raymond (1965): *The Long Revolution*. London: Pelican Books.
- Williams, Raymond (1977): *Innovationen. Über den Prozeßcharakter von Literatur und Kultur* (herausgegeben und übersetzt von H.G. Klaus). Frankfurt a. M.: Syndikat.
- Willis, P. and Team (1991): *Jugend-Stile. Zur Ästhetik der gemeinsamen Kultur*. Berlin/Hamburg: Argument.
- Winter, Rainer (1995): *Der produktive Zuschauer. Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozeß*. München/Köln: Herbert von Halem.

- Winter, Rainer (1997): *Cultural Studies als kritische Medienanalyse: Vom ‚encoding/decoding‘-Modell zur Diskursanalyse*. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.) *Kultur-Medien-Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag: 47-63.
- Winter, Rainer (2001): *Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Winter, Rainer/Eckert, Roland (1990): *Mediengeschichte und kulturelle Differenzierung. Zur Entstehung und Funktion von Wahlnachbarschaften*. Opladen: Leske und Budrich.
- Winter, Rainer/Mikos, Lothar (Hrsg.) (2001): *Die Fabrikation des Populären. Der John Fiske Reader*. Bielefeld: Transcript.